

tern« (Duras). Das gleiche, was Frau Duras in dieser Erzählung, dem Filmexposé, berichtet, widerfuhr unmittelbar nach Ende der Kampfhandlungen in Burgund Renée. Man verhaftete sie, schor ihr das Haar, spie sie an, schleppte sie durch die Stadt unter Schmähungen: eine junge Frau, noch keine 21 Jahre alt, die einen jungen Mann durch die Kraft ihres Gebets, ihrer Treue und Liebe gehalten und beschirmt hatte, einen Mann, der, weil »Feind«, keinen Schutz und keine Hilfe verdient hatte.

So war das. Paul hat das damals nicht gewußt; ich habe ihm später nicht erzählt, was mir Renée an diesem Abend anvertraut hat. Ich glaube, er hat es auch von ihr nicht erfahren.

## GLOSSEN

---

VOR VIERHUNDERTFÜNFZIG JAHREN wurde Sir Thomas More am Tower Hill in London hingerichtet; vor fünfzig Jahren sprach Rom ihn heilig. – Daß ein Heiliger seine Biographen ganz in seinen Bann zieht, gehört nicht zu den kirchlichen Vorbedingungen für seine Heiligsprechung. Im Fall von Sir Thomas More jedoch haben bisher selbst gegenrische Biographen dem Charme seiner Persönlichkeit nicht zu widerstehen vermocht. Ob es das Englische an ihm war, sein Humor, seine ironische Weltsicht, sein Erzählertalent, das den Autor der »UTOPIA« zwischen Chaucer und Shakespeare einstuft, die Liebe zu seiner Familie, zu seinen Freunden, seinem Haus, dem Garten oder den vierbeinigen Lieblingen – er fällt allein schon durch seine sympathisch-menschlichen Züge und Schwächen aus der Reihe der unbeirrbar auf die Erstürmung des Himmels konzentrierten Heiligen. »Wenn man etwas nicht zum Guten wenden kann, muß man es so zu wenden trachten, daß es nicht ganz schlecht wird,« sagte More und lebte nach diesem politisch klugen Motto, entrichtete dem »Kaiser« den schuldigen Tribut, bewahrte eine Zeitlang bewußt Schweigen hinsichtlich der Gültigkeit der Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragon, sowie der Suprematieakte. Aber zuletzt ließ er keinen Zweifel an seinen wahren Prioritäten und vermochte für alle Zeiten in wenigen Worten sein Image als »des Königs treuer Diener, aber Gottes zuerst« zu prägen.

Sein Freund Erasmus von Rotterdam gab 1519 in einem Brief an Ulrich von Hutten die

früheste, erhaltene Charakterbeschreibung von More: 41 Jahre alt stand er damals in der Blüte seines Lebens, ein Mann von Geist, ein Gelehrter, ein Frommer, aber kein klerikaler Laie, vor allem ein großer Staatsmann, Berater des Tudorkönigs. Heinrich war damals noch ein beliebter Fürst. Sein zunehmender Leibesumfang (von 88 cm auf 137 cm), aus den beiden erhaltenen königlichen Ritterrüstungen ersichtlich, steht gewissermaßen im richtigen Verhältnis zu seinem wachsenden Machtwahn. Erasmus verbrachte drei Jahre im Hause More am Chelsea Ufer, bis er sich's mit Frau Alice, der Hausherrin, Mores zweiter Frau, verscherzte. Sie stieß ihn nicht nur durch ihre Häßlichkeit ab – sie hatte auch nichts für internationale Intellektuelle seines frivolen Schlages übrig, schon gar nicht für lateinische Bonmots und Zoten, die da an ihrem Tisch im fröhlichgeselligen Kreise auch anderer geistiger Größen der europäischen Renaissance ausgetauscht wurden, und die sie nicht verstand.

Erasmus betont, daß More Trägheit, eitler Zeitvertreib, Glücksspiele, bloße Äußerlichkeiten verhaßt seien, er Einfachheit und Rechtschaffenheit liebe, seinen Wein mit Wasser verdünnt trinke, leidenschaftlich gern Eier esse, aber Enthaltbarkeit übe. Von dem härenen Hemd, das More stets trug, wußte nur die Lieblingstochter Margaret, die es gelegentlich wusch. More hätte eigentlich Priester werden wollen, schreibt Erasmus. Aber es habe ihn zu heiraten gedrängt – er wollte lieber ein guter Ehemann als ein schlechter

Priester sein. Als einzigen negativen, auch sehr englischen Zug verzeichnet Erasmus, daß More Musik liebe, aber keine gute Stimme habe. Erasmus war ein Schmeichler, der sich offenbar seiner Freundschaft mit dem großen Engländer rühmen wollte, aber seine Charakterisierung wird von allen späteren Biographen bestätigt. Er schickte Holbein nach England, der bei More wohnte und die Familie malte. Es waren die ersten seiner großartigen Reihe von Porträts der gehobenen Tudorgeschlecht.

Ganz unter dem bezwingenden Eindruck seiner Persönlichkeit standen die ersten drei zeitgenössischen Biographen: der Schwiegersohn John Roper, der Familienfreund Nicholas Harpsfield und Thomas Stapleton, 1535 im Todesjahr von More geboren, der in den Elisabethanischen Katholikenverfolgungen nach Burgund flüchtete. Auch die neueren Biographen sind von seinem Wesen gefesselt: bahnbrechend 1891 T. E. Bridgett, der unter John Henry Newmans Einfluß Katholik und Priester geworden war, dann 1935 der liberale Humanist Professor R. W. Chambers, der mitten in der Ära der modernen Diktatoren More als englischen Sokrates beschrieb und weltweit einer Generation zum Vorbild machte.

Die vielbändige Yale-Ausgabe der gesammelten Werke von Thomas More ist seither eine einzigartige Fundgrube für die Historiker geworden, z. B. für Dr. J. A. Guy, der Mores öffentliche Laufbahn als Anwalt und Staatsmann eingehend geschildert hat. Aus diesen Quellen schöpft auch Richard Marius, der als junger Doktorand unter dem leider frühverstorbenen Herausgeber der Yale-Ausgaben, Richard Sylvester, gearbeitet hatte. Von Sylvester wurde eine große Biographie erwartet. Nun hat sie an seiner statt der Schüler vorgelegt, aber aus einer ganz anderen, nicht annähernd von so einfühelndem Verständnis für More getragenen Perspektive. Es ist ein umfangreiches, flüssig geschriebenes, 560 Seiten umfassendes Werk (Verlag Deut. London), das in England unter großem Rühren der Werbetrommeln herauskam.

Dr. Marius hat bereits eine Biographie von Martin Luther veröffentlicht, der ihm, dem Baptisten aus Tennessee, eindeutig näher ist

als der englische Katholik More. Die besondere Zielscheibe seiner Attacken ist Chambers, dessen Morusbild er als unhistorisch bezeichnet, weil dieses angebliche Schattenseiten von Mores Charakter übersieht, nämlich seinen Ketzerhaß, seine Furcht vor der Hölle. Für Marius, geradezu einem verspäteten *Advocatus Diaboli* vergleichbar, ist Thomas More ein selbstquälischer, verklemmter Engländer des fernen Mittelalters, wie Luther mit einem dominierenden Vater belastet. Nach dem Tod seiner Frau Jane, die ihm in sechs Jahren vier Kinder geboren hatte, heiratete More Alice, bei der er, so Marius, weniger in Versuchung geriet, mit ihr zu schlafen und sich so nicht dem von den Kirchenvätern verurteilten Geschlechtsakt ohne prokreativen Zweck schuldig machte. Marius tischt die alte, aus den Schulbüchern zur Genüge bekannte Kamelle vom abergläubischen, der Neuzeit weichenen Mittelalter auf, von den Ablaßkrämern, dem wütenden Antiklerikalismus der Massen, als ob es sich dabei um allgemein gültige Realitäten handle. Dabei übersieht er den wesentlichen Unterschied zwischen der englischen und europäischen Reformationsströmung, nämlich, daß die englische nicht wie die kontinentale als Volksbewegung begann, sondern als eindeutige, von der tudorschen Geheimpolizei einem indifferenten Volk aufgenötigte Staatsaktion, eher vergleichbar mit der Handhabung der Religion in heutigen totalitären Regimen.

Marius, der wie viele amerikanische Intellektuelle seinen Freund kennt, präsentiert eine weitgehend auf Annahmen beruhende »psychologische Sicht«, die sich gar nicht belegen läßt. Er sieht More von Widersprüchen zerrissen, weil er sich stets nach einem klösterlichen Leben sehnt, es dann aber im paulinischen Sinn für besser hält, »zu heiraten als zu brennen«. Mores Lob der Demut – und sein gleichzeitiger Hang zu weltlichen Ehren, sein Aufgehen in Geselligkeit und seine Angst vor der Hölle zeigen, dem Amerikaner zufolge, den Zusammenstoß zwischen scheinheiliger mittelalterlicher Frömmigkeit und den Versuchungen der neuen Diesseitigkeit der Renaissance.

Weil Marius kein Verständnis für den mittelalterlichen Katholizismus hat, erstaunlich

cherweise auch die neueren Untersuchungen der Moreschen biblischen Spiritualität, vor allem von Germain Marc'Hadour, dem Direktor des Amici Thomae Mori Instituts in Angers, nicht kennt, bleibt More ihm im Grunde eine fremde Gestalt. Er scheint auch die von Brian Gogan betriebenen Studien des Moreschen theologischen und ekklesiologischen Denkens nicht zu kennen, die seine Meinung widerlegen, daß More ein »Konziliarist« gewesen sei, also die ökumenischen Konzile über das Papsttum gestellt habe. Marius tritt der von den Katholiken vielleicht überbetonten Meinung, daß More für ein unfehlbares Papsttum, wie es erst 1870 definiert wurde, sein Leben gegeben habe, entgegen. Als Märtyrer für das Papsttum hatte ihn zuerst Kardinal Pole gesehen, der das von Rom abgefallene England wieder in den Schoß der Kirche aufnahm, allerdings nur in dem kurzfristeten Interregnum unter Maria Tudor (1555–58), der Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragon.

Warum More nicht viel über das Papsttum geschrieben hat – was Marius für bezeichnend hält –, hat er in der Streitschrift »Responsio ad Lutherum« selbst beantwortet. Mit Berufung auf den Bischof von Rochester, John Fisher, »den wegen seines großen Wissens und vor allem wegen seines heiligmäßigen Lebens berühmten Mann«, schreibt er, daß dieser die papstfeindlichen lutherschen Behauptungen hinreichend widerlegt hätte: »Was den Primat des Papstes anbelangt, hat dieser ehrwürdige Bischof den Papstsupremat ganz klar aus den Evangelien, der Apostelgeschichte, dem gesamten Alten Testament und den heiligen Kirchenvätern erklärt, nicht nur der lateinischen, sondern auch der griechischen Väter, deren extreme Ablehnung des Papsttums Luther gerne betont.« Dem könne er nichts weiter hinzufügen, schrieb Morus.

Bischof Fisher wurde wie More am 17. April 1534 wegen seiner Weigerung, den neuen Eid auf die königliche Kirchensuprematie in England zu leisten, verhaftet und im Tower eingekerkert. Daß Papst Paul III. John Fisher ein Jahr später zum Kardinal erhob, konnte Heinrich VIII. – zu einem Zeitpunkt, da eine Engländerinvasion der katholischen Mächte zu drohen schien – nur wutentbrannt als weitere

provozierende Einmischung in die englischen Kirchenangelegenheiten empfinden. Der päpstliche Akt besiegelte wohl das Schicksal beider Männer. Bischof Fisher wurde am 22. Juni, Thomas More am 6. Juli am Tower Hill hingerichtet. Für den amerikanischen Biographen hat More sich erst am Ende seines Lebens als Schreiber der in seiner Zelle entstandenen religiösen Schriften und durch seinen Märtyrertod »rehabilitiert«. Im Kontrast dazu sieht Marius die weltliche Laufbahn Mores und seine allmähliche Verstrickung in die Machtgelüste des Königs. Aber auch dieser Biograph muß in seinem Charaktermord zuletzt die Waffen strecken vor der Rechtschaffenheit, dem Mut und der Güte des Mannes, die sich nicht »entmythologisieren« lassen.

In bezeichnendem Gegensatz zu den anfangs zitierten Moreschen Worten steht der letzte Ausspruch von Kardinal Wolsey: »Hätte ich doch meinem Gott so treu gedient wie meinem König.« Wolsey war in dem unmöglichen Bemühen gescheitert, Rom zur Nichtigkeitserklärung der königlichen Ehe mit Katharina von Aragon zu bewegen. More wurde 1529 Wolseys Nachfolger als Lordkanzler, der »Hüter des königlichen Gewissens«, wie das Amt des höchsten Justizwalters definiert war. Heinrich aber wußte genau, daß dieser Gewissenshüter die Auflösung der Ehe nicht billigte und schon gar nicht die Nachfolge der jüngeren und hübscheren Anne Boleyn, in die der König vernarrt war, und hinter der sich die Interessen der englischen Reformierten regten. Heinrich gestattete More jedoch ausdrücklich, daß er in seinem »großen Anliegen« nicht mitzutun brauche. Der König hoffte zweifellos, More umstimmen zu können, hatte dieser doch in seiner »UTOPIA« Ehescheidungen erlaubt. Es wäre ein glänzender Propagandaerfolg gewesen, wenn es gelungen wäre, die Unterstützung des beliebtesten Mannes Englands, der über großen Einfluß in der Londoner City verfügte, zu gewinnen.

In den zweieinhalb Jahren seiner Amtswaltung war der Lordkanzler More aber politisch kaltgestellt. Die neue Macht im Land war der Staatssekretär Thomas Cromwell, Macchiavellis englischer Hauptschüler, der den »Löwen Heinrich« den Gebrauch seiner wahren Stärke lehrte. Wenn der Papst die Ehe nicht

auflösen wolle, solle das der König als Oberhaupt der Kirche selber tun. Überdies könne er seine Macht durch die »Verstaatlichung« des kirchlichen und klösterlichen Besitzes noch erheblich steigern. Der gierige Heinrich folgte dieser Versuchung gern. Am 11. Februar 1531 wurde der König von der Kirchenversammlung von Canterbury als »Oberster Herr und soweit es das Gesetz Christi erlaubt sogar Oberhaupt der Kirche in England« anerkannt. Als Laie war More vorläufig von dem Eid, den die Bischöfe und der Klerus auf das neue »Oberhaupt« abzulegen hatten, entbunden. Die wenigen Gegner, darunter Bischof Fisher, klammerten sich an die noch Ausflucht gewährende Formel »soweit es das Gesetz Christi erlaubt«. Nur der Form nach blieben Staat und Kirche katholisch – die eigentliche Begründerin der anglikanischen Staatskirche war Heinrichs Tochter Elisabeth.

Als ob er seinen Glauben über alle Zweifel erhaben bezeugen wolle, verlegte der Lordkanzler More sich auf die Ketzerverfolgung, die er nach dem Urteil vieler protestantischer Historiker, denen sich nun Marius anschließt, besonders grausam betrieben haben soll. Es kann ihm aber kein einziges während seiner Amtszeit von ihm verhängtes Todesurteil nachgewiesen werden. Die eine von ihm selbst verhängte Prügelstrafe betraf einen Mann, der sich in der Kirche während der Wandlung unzüchtig an einer Frau vergangen hatte. Immerhin hatte More in zwei Proklamationen die staatlichen Behörden angewiesen, die Bischöfe in ihrem Kampf gegen die Ketzer zu unterstützen und diese den Kirchenrichtern zu überantworten. Auch erließ er Bücherverbote. Der »Apostel der Toleranz«, als der More sich in seinem 1516 veröffentlichten Staatsroman »UTOPIA« ausgegeben hatte, forderte in dem 12 Jahre später geschriebenen »Dialog über Häresien« den Verbrennungstod für Ketzer. Daß es sich bei dem ironiegeladenen Roman um ein Jeu d'Esprit des geistvollen Verfassers handelte, war der Welt immer schon schwer verständlich. Auch der Krenl hat Mores »UTOPIA« zu wörtlich genommen und zählt ihn, natürlich ganz fälschlich, zu den geistigen Vätern des Kommunismus, weil er in seiner erfundenen Plangesellschaft, wie übrigens auch die Kirchenväter, das Gemeinwohl

dem Privateigentum vorangestellt hatte. Die vermeintlichen »Wirklichkeitsbezüge« – Ahndung der politischen Diskussion mit Todesstrafe, Abschaffung des Krieges außer zur Landesverteidigung, Abschaffung des Geldes, des Rechtsanwaltsberufes, Erlaubnis der Ehescheidung, Sterbehilfe für die Alten – mögen dafür gesorgt haben, daß der lateinisch geschriebene Roman zuerst (1524) in deutscher Übersetzung bekannt wurde und in England erst nach dem Tode Heinrichs VIII.

In seiner Einstellung zu den »Dissidenten« seiner Zeit war Thomas More nicht, wie Marius meint, ein von religiösem Fanatismus motivierter englischer Torquemada. Er sah in ihnen gefährliche Revolutionäre, Zerstörer der herrschenden Ordnung. Marius lehnt ihn offenbar als »Kalten Krieger« ab. Aber es ist ebenso unhistorisch, More als einen für Gewissensfreiheit kämpfenden modernen Liberalen zu feiern, wie ihn deswegen anzugreifen, weil er es nicht war. Unter »Gewissen«, diesem häufig von ihm verwendeten Wort, verstand er nicht ein Recht des einzelnen zu eigener innerer Lenkung, sondern eine Verpflichtung, die in biblischer und kirchlicher Überlieferung offenbarte Wahrheit anzuerkennen.

Aus Krankheitsgründen trat More 1532 vom Amt des Lordkanzlers zurück. Cromwell wurde sein Nachfolger. Nun überstürzen sich die Ereignisse. Im Januar 1533 heiratet Heinrich heimlich Anne Boleyn, im Mai wird die Ehe mit Katharina von Aragon von dem neuen, dem König ergebenen Erzbischof von Canterbury, Cranmer, für aufgelöst erklärt, im Juni wird Anne, hochschwanger, gekrönt, im September gebiert auch sie nicht den Sohn, den Heinrich zur Stützung des Tudorthrons braucht, sondern eine Tochter, die zukünftige Königin Elisabeth I. Anfang 1534 wird vom Parlament das Gesetz verabschiedet, das die königliche Linie von Anne in der Thronfolge bestätigt und den Eid auf diese wie auch auf die kirchliche Suprematie von jedem Staatsbürger verlangt. More ist bereit, die Nachfolge zu bekräftigen, nicht aber den Suprematseid, nun ohne die Ausfluchtsformel »soweit es das Gesetz Christi erlaubt«. Im April 1534 wird er verhaftet. Heutige More-Biographen bezweifeln, daß der ihm gemachte Prozeß ein

»Schauprozess« war und nur meineidige Zeugen den Schuldspruch zur Anklage des Hochverrats erwirkten. Als geschickter Jurist hatte More jede Möglichkeit, sich der Anklage zu stellen, aber er konnte gar nicht gewinnen.

In dem dramatischen Prozeß in der Westminsterhalle prallten zwei Weltanschauungen aufeinander – das moderne, von Thomas Cromwell vertretene Prinzip der nationalen Souveränität gegen die von More vertretene »höhere Instanz« des Zeugnisses der gesamten Christenheit. Der sichtbare Repräsentant dieser in Auflösung begriffenen einheitlichen Welt war der Papst, damals auch als weltlicher Herrscher in die internationale Politik verwickelt, weil er zumal in dem England betreffenden Konflikt unter dem Druck des Habsburgkaisers Karl V. stand, der die Interessen der verstoßenen englischen Königin, seiner Tante, vertrat. Die Suprematsakte, sagte More, als er zuletzt vor seinen Richtern sein langes Schweigen brach, stehe im Widerspruch zu dem Gesetz Gottes und der Kirche. Eine Nation könne sich ebensowenig aus der universalen Kirche lösen, wie die Stadt London sich aus dem Königreich lösen könne. Wenn behauptet werde, er, More, stehe allein gegen ein vom nationalen Parlament verabschiedetes Gesetz, so stehe in Wirklichkeit die Mehrheit der Christenheit, die alle Nationen und Generationen umfasse, auf seiner Seite oder er auf ihrer.

Diesen Standpunkt hielten viele seiner Zeitgenossen schon für sturen Eigensinn. »Ich weiß nicht, ob ich ihn einen närrischen Weisen oder einen weisen Narr nennen soll,« schrieb der Tudorchronist Edward Hall. Ein Prediger in der Paulskathedrale sagte, es sei erstaunlich hochmütig von Sir Thomas More, den Suprematseid zu verweigern und sich so den Universitäten, dem Klerus, den Bischöfen des Landes entgegenzustellen. Sein Freund, der Herzog von Norfolk, warnte ihn davor, mit Fürsten rechten zu wollen: »Bei Gott, Meister More, der Zorn des Fürsten ist der Tod.« Worauf More antwortete: »Ist das alles? Dann gibt es wahrlich keinen Unterschied zwischen euer Gnaden und mir, außer daß ich heute und ihr morgen sterben werdet.« In der Zelle im Tower machte ihm Frau Alice typische Vorwürfe: »Und du, der doch immer für so weise

gehalten wird, spielst hier den Narren, findest dich starrköpfig damit ab, mit Ratten und Mäusen in diesem schmutzigen Gefängnis zu leben, wo du doch leicht frei sein und dir den guten Willen des Königs sichern könntest, wenn du nur tätest, was alle gelehrten Geister des Landes getan haben. Und du, der doch so ein schönes Haus mit Garten, mit Bibliothek und Galerie besitzt, der alles in Fülle hat, auch die Gesellschaft deiner Frau und deiner Kinder.« More erwiderte, daß jede Behausung, auch ein Gefängnis, dem Himmel gleichermaßen nahe sei.

Härter noch war es für ihn, daß »seine« geliebte Tochter Margaret, die intelligent genug war, seine Gewissenshaltung zu begreifen, ihn zu überreden versuchte, den Eid zu leisten. Sie spiele die Rolle der Eva, rügte er sie, die Vater Adam noch einmal den Apfel reiche. Aber als das Urteil gefällt wurde, stand die Familie vereint zu ihm, trotz der ihr drohenden Gefahren. Als er abgeführt wurde, die Schnittseite der vorangetragenen richterlichen Axt auf ihnweisend, warf Sohn John sich ihm zu Füßen und erbat seinen Segen. Bei der Ankunft des Ruderboots mit dem Staatsgefangenen an Bord brach Margaret aus der am Landungssteg des Tower wartenden Volksmenge hervor und umarmte den Vater. »Meg« war es auch, die in der Nacht der Hinrichtung am 6. Juli das eigene Leben aufs Spiel setzte, von Chelsea nach der London-Brücke ruderte, wo das blutige Haupt ihres Vaters wie das von anderen »Verrätern« als abschreckendes Beispiel aufgespießt war, es heimlich herunternahm und liebevoll an einem geheimen Ort bestattete. Es entsprach ganz der bis zuletzt heiteren Art Sir Thomas Mores, auf der wackligen Treppe zum Schaffott zum Statthalter des Tower zu sagen: »Bitte helfen sie mir doch hinauf. Runter komme ich von alleine.«

More hätte gewiß auch Sinn für die historische Ironie gehabt, die ihn einst daran mitwirken ließ, daß Heinrich VIII. für eine gegen Luther als Zerstörer der katholischen Welt gerichtete Streitschrift der päpstliche Ehrentitel »Fidei Defensor« verliehen wurde. Mit pragmatischer Geringschätzung theologischer Unterscheidungen führt das protestantisch, dann anglikanisch gewordene England diesen Titel noch heute stolz in seinem Wappen.

Gewiß wohl auch mit Rücksicht auf englische protestantische Feinfühligkeiten ließ Rom vier Jahrhunderte verstreichen, bis es More als Heiligen und Märtyrer anerkannte, sozusagen als eigenen »Fidei Defensor«, der er war. Diesen Titel vermag ihm auch sein letzter Biograph nicht streitig zu machen.

Roland Hill

HILFE FÜR LESER. – IN BÄLDE WIRD eine neue Communio-Ausgabe in Mexiko-Stadt für die mittelamerikanischen Länder erscheinen. Es ist freilich möglich, daß der Start der Hefte wegen der Erdbebenkatastrophe im vergangenen Sommer sich etwas verzö-

gert. Communio Internationalis wird dann zwölf Editionen zählen. (Davon allein drei in spanischer Sprache.) Trotz dieses reichen Angebots erhalten wir immer wieder Anfragen, ob die deutsche Communio-Ausgabe Interessenten in osteuropäischen Ländern und in Übersee möglichst unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden kann. Wie in den vergangenen Jahren bitten wir Sie um Übernahme eines Patenschaftsabonnements. Sie können es bestellen beim Communio-Verlag, Sürther Straße 107, 5000 Köln 50 Rodenkirchen. Wir danken Ihnen für Ihre Treue und Mitarbeit und bitten um Ihre Anteilnahme an unserer Arbeit auch in Zukunft.

Der Beitrag auf Seite 481 enthält die für unser Thema wichtigsten Stellen aus dem Apostolischen Schreiben vom 8. Dezember 1974 zur gleichen Frage. Das päpstliche Schreiben, das in deutscher Übersetzung 44 Seiten umfaßt, erschien 1974 im Johannes-Verlag, Leutesdorf/Rhein.

Das Manuskript des Beitrags auf Seite 485 wurde im Sommer 1985 verfaßt.

Bernhard Hansler, geboren 1907 in Tavern. seit 1932 Priester; 1956 Mitbegründer und erster Leiter der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk; 1957 Geistlicher Direktor am Zentralkomitee der Deutschen Katholiken; 1966-1970 Mitglied des Deutschen Bildungsrates; 1970-1974 Rektor des Collegio Teutonico di Santa Maria in Camposanto; 1974-1981 Lehr- und Vortragstätigkeit in Bochum; ab 1981 Akademikerseelsorge in Stuttgart. Der Beitrag auf Seite 493 ist identisch mit dem Text, den Hansler am 26./27. November 1984 in der Hanns-Seidel-Stiftung Wildbad-Kreuth gehalten hat.

Jean-Luc Marion, geboren 1940, ist Professor für Philosophie an der Universität Poitiers. Redaktionsmitglied der französischen Communio. Den Beitrag auf Seite 505 übersetzte Oskar Simmel SJ.

Karl Carstens, geboren 1914 in Bremen, 1960 Professor für Staats- und Völkerrecht an der Universität Köln; 1972 Mitglied des Deutschen Bundestages; 1973-1976 Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU im Bundestag; 1976-1979 Bundestagspräsident; 1979-1984 Bundespräsident. Bei dem Beitrag auf Seite 513 handelt es sich um den dritten Teil von Carstens' Rede »Der Christ in der heutigen Zeit«, gehalten am 28. August 1985 vor dem Exekutivkomitee des Lutherischen Weltbundes und den Mitarbeitern des Ökumenischen Zentrums in Genf.

Claude Jacquinet, geboren 1931, ist Mitglied der Anwaltskammer in Pans; Präsident der Internationalen Vereinigung gegen die Ausbeutung menschlicher Föten. Der Text auf Seite 529 wurde auf dem Zürcher Jubiläums-Kongreß der Welt-Ärztevereinigung für die Achtung vor dem menschlichen Leben: Medizin und Menschenwürde am 18. Mai 1985 vorgetragen.

Roland Hill, geboren 1920 in Hamburg, lebt seit 1937 in London; er ist Korrespondent mehrerer deutschsprachiger Zeitschriften.